

Erinnerung an Jochen Klepper

Das Sedlnitzkische Johanneum auf der Sternstraße in Breslau — eine Stiftung eines evangelisch gewordenen ehem. Breslauer Fürstbischofs — hatte mich im Frühjahr 1924 aufgenommen. Mit einiger Mühe war ich in den Besitz einer Petroleumlampe gelangt. Das mitten in Breslau gelegene Heim besaß — als einziges Haus der ganzen Umgebung — noch kein elektrisches Licht. Inspektor des Stiftes war der aus dem frommen Wuppertal stammende Professor Rudolf Hermann, ein sehr schwerblütiger Mann, aber ein imponierender Denker mit einer großen Liebe zu den Klassikern der Kirche und der Theologie, vor allem zu Luther. Vor einigen Jahren ist er als Professor in Berlin gestorben. Zu den guten Geistern des Hauses gehörte als Hausdame die verwitwete Frau Pastor Rauch, geb. von Kalden. Dazu war auch zu rechnen das Hausfaktotum Vater Thierock, dem „das Bucken“ freilich manchmal schon recht schwer fiel, wenn er mit dem Besen unter unsere Betten fuhr. Wenig in Erscheinung trat der auswärts wohnende Leiter der bescheidenen Stiftung (die Räume bieten mochte etwa für 25 Theologiestudenten), der Kirchengeschichtspräsident Franklin Arnold. Er kam aus reformierter Tradition und sorgte dafür, daß der Zug spartanischer Einfachheit im Heim erhalten blieb. Nur jeden zweiten Tag bekamen wir im Winter geheizt.

An jedem Werktagmorgen läutete eine Glocke zum Aufstehen. Nach eilig vorgenommener Morgenwäsche kamen die Konviktuale zu Andacht, Frühstück und Übersetzungsübungen (mit Texten in hebräischer und griechischer Sprache) in einem Saal — in einem seitlichen Anbau — zusammen. Unter ihnen war ein Theologiestudent mit großen Augen, schmalem Kopf, mit leidendem Gesichtsausdruck und einem sehr gepflegten Äußeren. Auf seinem Waschtisch standen — für einen Theologiestudenten wahrlich ungewöhnlich — Schminkdöschen, Puderbüchse. Es konnte vorkommen, daß unsere Hausdame ihm mit dem Finger über die Backe strich, um eine zu dick aufgetragene Puderschicht abzustreifen. Ich höre sie daher sagen: „Aber Klepperchen, heute habt Ihr mal wieder des Guten zu viel getan.“

Jochen Klepper war um einige Jahre jünger als ich. Mehr als ein Vierteljahrhundert ist er nicht mehr am Leben. Längst ist er zu einer geschichtlichen Persönlichkeit geworden.

Es mag sein — in seinen Tagebuchblättern kann man davon lesen —, daß wir nebeneinander hergingen, ohne uns zu verstehen. Kleppers Umgang war nicht der für einen Theologiestudenten übliche. Er verkehrte in Schauspieler- und

Künstlerkreisen. Mit hoher Begeisterung höre ich ihn den Clown Grock rühmen, der damals in Breslau eine Gastrolle gab. Aber ich habe auch nie den Eindruck gehabt, daß Klepper sich von uns zurückzog. — Irgendeiner von uns hatte ein ziemlich scharfes Alkoholikum — ich glaube, einen Zwetschgenschnaps — mitgebracht. Wir konsumierten ihn — in Ermangelung anderer Gefäße — aus unseren Zahnputzgläsern. Da sahe ich Jochen Klepper tapfer mithalten, obwohl ihm das Gebräu sichtlich widerstand. Er war kein Spielverderber und von einer unwahrscheinlichen Gutmütigkeit. Hausvater Thierock konnte von ihm sagen: „Wenn man den Klepper in einen Sack steckt, ihn dreimal unters Wasser taucht und dann wieder herausholt, er sagt bestimmt nur: Dankeschön.“ — Worüber konnte er sich freuen? Als es um einen Ausflug aufs Land ging, da strahlte er: „Da sieht man mal wieder eine Landschaft mit Hühnern.“ Wir lächelten: „Hühner will Klepper sehen“!

Gelegentlich schenkte er uns eines der von ihm verfaßten Gedichte. Wir haben seine Verse kaum angesehen. Heute wären sie eine bibliophile Kostbarkeit. — Bei seinen Schriftsätzen nahm er manchmal eine ganz merkwürdige Raumverteilung vor, schrieb dahin und dorthin. Auch das gehörte zu den von ihm geliebten ästhetischen Spielereien. Er konnte uns erzählen, daß er an einem Roman arbeite; in dem würden wir alle vorkommen. Das alles konnte uns wenig überzeugen. Wir hielten es damit: man dürfe ein Hobby, eine Nebenbeschäftigung haben, aber von der unfruchtbaren Leidenschaft des Dichtens solle man sich fernhalten.

Dazu kam: All seine Arbeiten wurden einem kranken Körper abgerungen. Klepper litt ständig an Kopfschmerzen. Wir haben es uns nicht vorstellen können, wie er auch nur sein Theologiestudium sollte zu Ende führen. — In Breslau war ich ein Semester lang studentischer Obmann in der Gesundheitsfürsorge der Universität. Der Medizinprofessor, mit dem ich mich über die Verwendung der Mittel zu unterhalten hatte, blieb unerreichbar. So konnte ich ganz selbständig über eine größere Summe Geldes verfügen. Ich drückte Klepper 500 Mark in die Hand. Er sollte sie für einen Sanatoriumsaufenthalt in Bad Wölfelsgrund benützen. Ich habe es dann bedauert, daß ich nicht selbst mit dem Sanatorium verhandelt habe. Klepper blieb weit kürzere Zeit in der Kuranstalt, als ich gerechnet hatte. Aber ich brachte es dann auch nicht fertig ihn zu fragen, ob denn alles Geld wirklich nur zu dem vereinbarten Zweck verwendet worden sei.

Über die Verhältnisse in seinem Elternhause, dem evangelischen Pfarrhaus in Beuthen an der Oder, liefen mancherlei Gerüchte. Die Mutter sei eine entlaufene Nonne. Daran ist wohl nur so viel wahr, daß sie in einem katholischen Institut erzogen wurde und dann übertrat, als sie in jungen Jahren den Pfarrer Klepper heiratete. In dem über Klepper bisher erschienenen Schrifttum bleibt so gut wie unerwähnt seine französische Großmutter, der Prinzessin aus dem

Hause Rohan, die mit einem deutschen Schornsteinfeger durchgegangen war. Mit ihr stand Klepper in einem lebhaften Briefverkehr. Die Briefe waren abgefaßt in einem altertümlichen höfischen Stil. Auch sie waren die Vorübungen für den späteren an einem Königshof spielenden Erfolgsroman „Der Vater“. Durch diese seine Großmutter aus adliger Familie wußte sich Klepper verbunden mit den Herren dieser Welt. Er mochte sich auch mit ihr darin einig wissen, daß „Könige mehr leiden als andere Menschen“. (Vorspruch seines Romans). Von den Briefen an die Großmutter habe ich jeweils nur von der Hausdame im Johanneum gehört. Mit ihr sprach Klepper darüber. Haften geblieben ist mir, daß es eines Tages hieß: Kleppers Großmutter hat einen Brief aus Frankreich bekommen; sie dürfe zurück zu ihren Angehörigen, aber von ihrer „deutschen Brut“ müsse sie lassen. — In Kleppers Tagebuchblättern, die die Zeit von 1932—1942 umfassen, wird die Großmutter nur einmal, so ganz nebenbei erwähnt. Sie hat den späteren Werdegang ihres Enkels, auf den sie bestimmt nicht ohne Einfluß war, wohl nicht mehr erlebt. Wir haben Klepper, der gewiß ein Einzelgänger, ein Sonderling war, niemals verachtet. Das verbot sich schon deshalb, weil wir spürten, wie sehr er litt. Wie hätten wir ahnen können, daß er ein von Gott Auserwählter war! Seine Lieder sind das beste, was die religiöse Lyrik des 20. Jahrhunderts bis heute hervorgebracht hat. Sein Roman „Der Vater“ wurde zu einem für einen religiösen Roman einmaligen Bucherfolg. Sein Leben und Sterben in seiner Ehe, der glücklich-unglücklichen mit der älteren jüdischen Frau, wurde beispielhaft für das deutsch-jüdische Schicksal unter der Herrschaft des Nationalsozialismus.

Dr. Hans Saalfeld